

Leben in den Ruinen: Krieg ist in Kabul Erinnerung und Gegenwart zugleich

**W**enn Sadullah Durrani\* am Freitag mit seiner Familie zum Picknick vor die Stadt fährt, hört er in seinem Auto iranische Volksmusik. „Man muß nur aufpassen, das ist alles“, meint der 43jährige, der drei Jahre Ingenieurwissenschaften in Rostock studiert hat und in Kabul einen kleinen Laden besitzt, in dem er verbotenerweise auch bunte Kinderdreiräder verkauft.

Ständig aufzupassen, lernt man in dieser Stadt schnell. Musik, Spielzeug, Fernsehen, Fotos und selbst Vogelhaltung sind von den Taliban und ihrem „Ministerium für die Förderung der Tugend und die Unterdrückung des Lasters“ als unislamisch verboten worden. Frauen, die ihren Schleier vom Gesicht nehmen oder ohne männliche Begleitung das Haus verlassen, müssen mit Schlägen rechnen. Denn stets patrouillieren bewaffnete

\* Sämtliche Namen von der Redaktion geändert.

Männer in ihren Toyota-Pick-ups durch die Straßen, um über die Einhaltung der Gesetze zu wachen. Die bulligen Autos mit den verchromten Stoßstangen und den dunklen Scheiben gehören inzwischen genauso zum Auftritt der Taliban wie die schwarzen Turbane und die langen Bärte. „Der Bart muß so lang sein wie eine Cola-Dose“, sagt Sadullah und hält sich lachend die gespreizte Hand unters Kinn. Er findet, daß aus den strengen Sittenwächtern längst korrumpierte Scharlatane geworden sind.

In der Tat schmücken sich die asketischen Gotteskrieger mittlerweile nicht nur mit modernen Pick-ups, sondern auch mit Walkie-talkies und verspiegelten Sonnenbrillen. Und da in letzter Zeit das Geld knapp geworden ist, erheben die Machthaber ständig wechselnde Steuern und bedienen sich auch bei ausländischen Hilfsorganisationen, denen

sie etwa über Nacht kurzerhand die Geländewagen abnehmen.

Seit drei Jahren ist Kabul, die zerbombte, verstümmelte Stadt, in der Hand der Taliban. Nach dem Sieg über die Kommunisten hatten die Mudschahidin 1992 begonnen, untereinander um die Hauptstadt Krieg zu führen. Vier Jahre lang mußten die Bewohner mit ansehen, wie sich ihre „Freiheitskämpfer“ in Plünderer und Vergewaltiger und Kabuls Prachtstraßen in Trümmerhaufen verwandelten. Die Taliban, denen der Ruf der Unbesiegbarkeit vorauselte, marschierten im September 1996 in die Stadt ein. Doch dort gab es nichts mehr zu besiegen: Die Menschen waren mit ihrer Kraft seit langem am Ende.

„Damals dachte ich, jetzt können wir endlich damit anfangen, unser Land wieder aufzubauen“, sagt Sadullah. Schnell wurde jedoch klar, daß die neue Führung zwar genaue ►

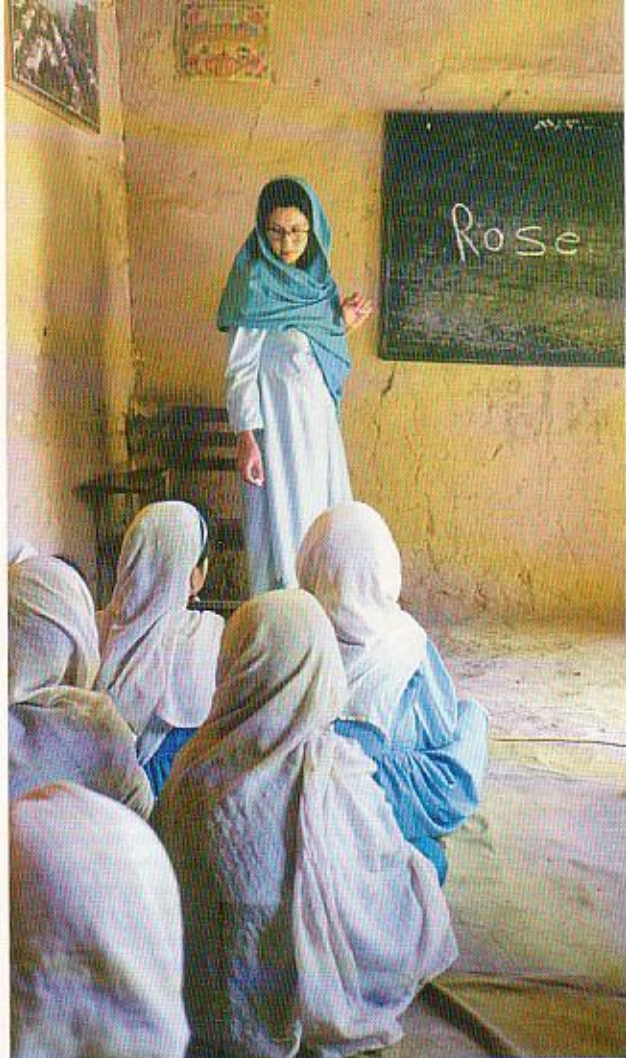


▷ Moralvorstellungen, aber keine politischen Konzepte hatte: Bis heute kursieren in den Verwaltungsbüros statt Akten handgeschriebene Zettel, die wenigen Beamten werden seit Monaten nicht bezahlt, ein staatliches Schulsystem gibt es nicht, Strom- und Telefonnetze brechen regelmäßig zusammen, und mangels Kanalisation nehmen Krankheiten wie Tuberkulose und Diarrhö zu. Der Afghani verliert weiterhin dramatisch an Wert, so daß Geldscheine inzwischen pfundweise gewechselt werden. Kabuls Altstadt gleicht mit ihren trostlosen Häuserskeletten immer noch einer traurigen Theaterkulisse.

Auf dem Schwarzmarkt bieten die Menschen ihre letzten Habseligkeiten an, um wenigstens die horrenden Mehlpreise bezahlen zu können. Und im Norden der Hauptstadt schlagen derzeit wieder Raketen ein. Denn die oppositionelle Nordallianz, die aus unterschiedlichen Mudschahidin-Gruppen besteht, hat den Taliban erneut den Krieg erklärt. Inmitten all der ungelösten Probleme bleiben die neuen Machthaber derweil gelassen: „Wir hoffen auf Allah und die UN“, sagen sie.

Die Armut zwingt auch Frauen zu Dingen, die sie bisher als zutiefst unwürdig empfunden hätten: Von Kopf bis Fuß in ihre Burka gehüllt sprechen sie auf der Straße Fremde an und bitten um Almosen. Die Taliban haben ihnen verboten, außerhalb des Hauses zu arbeiten. Also bleibt den Witwen – allein in Kabul leben 80 000 – nichts anderes übrig, als zu betteln.

Für viele sind die internationalen Hilfsorganisationen die einzige Möglichkeit, zu überleben. Rund 160 Millionen Dollar stellte die UN vergangenes Jahr zur Verfügung. Doch seit die Taliban an der Macht sind, haben sich immer mehr Länder aus der staatlichen Entwicklungshilfe für Afghanistan zurückgezogen. Auch das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung hat seine Hilfe „wegen der Bürgerkriegssituation und wegen schwerster Menschenrechtsverletzungen“ eingestellt.



Mädchenschule in einem afghanischen Flüchtlingslager in Pakistan

Unterdessen sind die Menschen vor den Türen des Internationalen Roten Kreuzes in Kabul jenseits aller Politik auf die Hilfe des Auslands angewiesen: Weil sie ihre Mutter beerdigen mußte, hat eine junge Frau die wöchentliche Lebensmittelausgabe verpaßt. Zu Hause warten sechs Kinder auf sie; ihr Mann ist bereits seit fünf Jahren tot. In Tränen aufgelöst irrt sie nun im Regen auf der Straße umher.

Für April ist es dieses Jahr ungewöhnlich kalt. In der deutschen Botschaft legt der Koch noch ein paar Holzscheite in den offenen Kamin und serviert den Besuchern zu Mozarts Klavierkonzerten ein Stück Aprikosenkuchen. Seit sechs Jahren lebt die Deutsche Irene Salimi in den vom Krieg demolierten Botschaftsgebäuden, die sie nach dem Weggang der deutschen Diplomaten aus Afghanistan verwaltet. Zur Zeit teilt sie das weitläufige Areal außer mit dem Koch und dem Gärtner noch mit sechs Schäferhunden, die hier zum Minensuchen ausgebildet werden.

Im Treppenhaus liegt auf Tischen ausgebreitet eine kleine Ausstellung von Granatteilen und Raketenresten. „Anfangs habe ich immer noch alles genau beschriftet“, sagt sie achselzuckend. „Doch inzwischen lass’ ich das.“ Vor den Eingängen stapeln sich Sandsäcke zu hohen Labyrinth: „Wir rechnen wieder mit Kämpfen.“ Zum Abschied gibt es noch ein Glas Sherry. Der ist aus der DDR-Botschaft übriggeblieben. Ein seltener Genuß in einem Land, in dem es keinen Alkohol gibt. Draußen ist es bereits dunkel; um 21 Uhr beginnt die Sperrstunde. Die Nächte in Kabul sind schwarz und leer.

Das Leben in der Hauptstadt hat sich in den letzten 20 Jahren mehrmals grundlegend geändert, vor allem für die Frauen. In den Siebzigern war es für die Töchter der Mittel- und Oberschicht ein selbstverständliches Recht, zu wählen, zu studieren und zu arbeiten. Den Schleierzwang hatte König Mohammed Sahir Schah bereits 1959 aufgehoben, und Kabul